

Angst vor Rapallo

„Königswinter“ in Cambridge: keine Einigung in der Ostpolitik / Von Josef Joffe

Cambridge, im April

Die englische Sprache verdankt der Deutschen so manches zungenbrechende Lehnwort: der *Fuehrer* (ausgesprochen: „Fju-rer“), *Doppelgaenger*, *Weltanschauung*. Der prominenteste der Neuzugänge ist *Angst*. *Time* hat der (deutschen) Angst vor einiger Zeit einen ganzen Titel gewidmet, die diesjährige englisch-deutsche Königswinter-Konferenz trat unter dem gleichen bedrückenden Motto zusammen: „Jahre der Angst.“

Nicht minder deprimierend die Tabelle der Themen: Atomrüstung, Krise der Autorität, Aufruhr in Mittelamerika, Massenarbeitslosigkeit, Zwist mit Amerika, Putsch in Polen, Sanktionen.

Schließlich sogar eine Krise, die niemand eingepplant hatte: die Einverleibung der Falkland-Inseln durch Argentinien. Während ein hoher Beamter des *Foreign Office* gerade imperiale Gelassenheit predigte und den Amerikanern anriet, abgelegene Zwergstaaten wie El Salvador den diplomatischen Azubis im Außenministerium zu überlassen, meldete sich ein gravitatisch dreinschauender Abgeordneter zu Wort. Just in diesem Moment hatte die BBC Schießereien auf den Falkland-Inseln gemeldet; Ihrer Majestät Flotte mache sich zum Auslaufen bereit; der diplomatische Bruch mit Buenos Aires sei bereits vollzogen. Ein paar Stunden später waren alle britischen Parlamentarier aus Cambridge verschwunden — zur Sondersitzung im dichtgedrängten *House of Commons* über die „fipsigen Inseln“ (*The Times*) im Südatlantik.

Deutsche und Briten, zuvor noch durch das gemeinsame Bewußtsein des Mittelmacht-Daseins geeint, diskutierten hernach mit deutlich nationalem Akzent. Während den Deutschen den Falkland-Coup als düsteren April-Scherz werteten („Operettenkrieg“); machten sich unter den Briten Wagnersche Stimmungen breit. Hier und da fiel das Wort *Götterdämmerung*, auch dieses ein fester Bestandteil der englischen Hochsprache.

Das historische Paradox ließ sich mit Händen greifen. Die Deutschen argumentierten „britisch“, sprich: gemäßigt, pragmatisch, „verantwortungsethisch“, die Engländer fast teutonisch — mit festem Blick auf die Werte und Ehre der Nation. „Wie gut“, seufzte ein deutscher Teilnehmer, „daß uns die Alliierten in Versailles die Kolonien abgenommen haben.“

Das geographische Sein bestimmte auch das politische Bewußtsein in Sachen Polen, Sowjetunion und Sanktionen — seit Monaten der wundeste Punkt im transatlantischen Streit um das rechte Verhältnis zum Osten.

Es gelte, unsere Entspannungsprämissen zu überdenken, forderte ein britischer Außenamts-Planer: „Osthandel und Ostkredite haben die Sowjetunion nicht zum Wohlverhalten ermuntert — siehe Angola, Äthiopien und Afghanistan.“ Ein britischer Ost-West-Experte, Leiter eines Forschungsinstitutes, gab ihm recht. „Die Deutschen haben immer geglaubt, daß fette Kommunisten nette Kommunisten sind. Es hat sich aber herausgestellt, daß stetes Füttern hauptsächlich mehr Muskeln erzeugt.“ Ein dritter Brite, Direktor einer Außenhandelsgesellschaft, wußte immerhin zu berichten, daß die Kombination von Kreditverknappung und Klimaverschlechterung die Sowjets zumindest höflicher gegenüber westlichen Geschäftsleuten gemacht habe: „Sie beantworten neuerdings Fernschreiben, und manchmal lächeln sie einen sogar an.“

Dagegen tat sich auf deutscher Seite eine veritable Allparteien-Koalition auf, die einstimmig

vor dem Wirtschaftskrieg warnte. Die Deutschen waren allenfalls bereit, über eine Streichung der Zins-Subventionen im Osthandel nachzudenken — aber gerade da widersprachen ihnen die Briten mit geschärftem Sinn für das Wesentliche: „Wir können darauf nicht verzichten, weil unsere Zinsen höher sind als die deutschen. Tun wir es doch, schnappen uns deutsche Firmen die Export-Aufträge weg.“

Doch in der Frage der Polen-Sanktionen zogen die Teilnehmer aus der Bundesrepublik einen deutlichen mitteleuropäischen Trennstrich gegen-

über dem insularen Albion. „Das Jaruzelski-Regime“, berichtete ein deutscher Publizist, der gerade aus Warschau zurückgekehrt war, „ist die beste aller möglichen Welten. Die Alternativen waren — und sind — Chaos oder Terror.“ Heute fühlten sich die Polen total isoliert, und als Folge westlicher Sanktionen seien sie „abhängiger von Moskau als je zuvor“. Um den Griff der Moskowiter zu lockern, sei westliche Wirtschaftshilfe ein absolutes Gebot der politischen Vernunft. Und noch sei Polen nicht verloren, mutmaßte ein Berliner Ost-Experte: „Schließlich haben die Polen 17 Monate lang die Freiheit genossen, und die wird auch unter den Militärs ihre Spuren hinterlassen.“ Ein anderer Deutscher fand denn auch Trost in der jüngeren Geschichte Polens: „Die Erfahrung mit Marshall Pilsudski hat doch gezeigt, daß Militärdiktatur und Demokratie nicht unvereinbar sind.“ Die Polen bräuchten eben

A 451 H 05

neben der Freiheit auch eine gehörige Portion Kontrolle und Führung. Was einen linken Labour-Abgeordneten zu einer Erwiderung provozierte, die durch Höflichkeit erst die beabsichtigte Schärfe gewann: „Wir haben hier über Polen in einer Art und Weise lamentiert, die beklagenswert (*lamentable*) ist.“

Da lag dann plötzlich ein Hauch von Rapallo in der englischen Luft — ein Verdacht, den ein halblinker SPD-Abgeordneter verärgert zurückwies: „Die Meinungsumfragen zeigen, daß die anti-amerikanische Stimmung in England viel stärker ist als in der Bundesrepublik. Die britische Friedensbewegung ist nicht nur größer, sie ist auch irrationaler als die deutsche. Die deutsche Außenpolitik war und bleibt kalkulierbar.“

Doch Britannien hat fürs erste andere Sorgen. Rapallo — das war 1922; der Krieg mit Argentinien aber droht schon in zwei Wochen, wenn die englische „Armada“ (Schlagzeile des *Observer*) die Falklands erreicht haben wird. Und die Regierung Thatcher kämpft schon heute um ihr Überleben.

Beim Abschied aber blitzte die legendäre Königswinter-Kameraderie wieder auf. Briten und Deutsche wünschten sich unisono eine Konferenz unter dem Motto *Years of Joy* — Jahre der Freude. 50

Ein Leben für zwei Völker

Zum erstenmal seit 33 Jahren war es nicht die Gründerin und Vorsitzende der Deutsch-Englischen Gesellschaft, Lilo Milchsack, die der „Königswinter-Konferenz“ vorstand, sondern ihr Nachfolger, Karl-Günther von Hase, einst Botschafter der Bundesrepublik in London, zuletzt Intendant des Zweiten Deutschen Fernsehens. Aber es war beruhigend für die Teilnehmer, Lilo Milchsack — inzwischen zur Ehrenpräsidentin der Gesellschaft ernannt — wie eh und je mit auf dem Podium in Cambridge sitzen zu sehen, denn eine „Königswinter-Konferenz“ ohne sie ist einstweilen nicht vorstellbar.

Sie war es, die sofort nach dem Ende der Hitler-Zeit ein paar Freunde in der britischen Zone, wo sie ihren Wohnsitz hatte, zusammen trommelte, um mit Hand anzulegen beim Aufbau eines neuen Deutschlands. Eines Deutschlands, in dem Weltkenntnis, Toleranz und gute Nachbarschaft mit den ehemaligen Gegnern herrschen sollten. Wer damals nach Überwindung des Fraternisierungs-Verbots die ersten Zusammenkünfte mit den Engländern erlebt hat, der weiß, wieviel wir von ihrer Art des Miteinander-Umgehens über-

nommen haben. Heute kann sich niemand mehr vorstellen, daß man nach den Jahren der Beschränktheit, Intoleranz und Brutalität erst einmal wieder lernen mußte, ohne Emotionen und ohne Aggressionen zu diskutieren und den anderen zu achten, auch wenn er konträrer Meinung ist.

Mit den Jahren wurde „Königswinter“ dann ein Forum für die großen außenpolitischen und gesellschaftspolitischen Debatten: Entspannung, Ostpolitik, Beitritte zur Europäischen Gemeinschaft, Nord-Süd-Konflikt, Krise der Demokratie — kein Problem, das nicht in „Königswinter“ diskutiert wurde, oft ehe das Thema in die nationalen Parlamente Eingang fand.

Viele ehemalige Teilnehmer sind in beiden Ländern zu Amt und Würden gelangt. Zwei Generationen von Politikern in Regierung und Opposition sind durch diese Schulung gegangen. Und noch immer drängen sich viele darum, zu dieser Konferenz eingeladen zu werden. Wenige Menschen können so wie Lilo Milchsack mit Freude und Befriedigung auf ihr Lebenswerk zurückblicken. *Dff.*